

Vincent van Gogh trug dazu bei, Arles weltweit bekannt zu machen, mit Szenen aus der Stadt an der Rhône und aus ihrer Umgebung. In Arles mietete der Niederländer ein Haus mit gelber Fassade und grünen Fensterläden, in das er Paul Gauguin einlud, ein „Atelier des Südens“ mit Leben zu erfüllen. Der in Arles ansässige Verlag Actes Sud hat dem Maler und Zeichner jetzt eine bemerkenswerte Neuerscheinung gewidmet.

Doch das Buch des Van-Gogh-Kenners Wouter van der Veen gilt dem Aufenthalt Van Goghs in Arles und der Episode mit Gauguin, die zu Streit und zum Verlust eines Stücks Ohr führte, nur am Rande. Der Titel lautet ins Deutsche übersetzt „Das Kapital von Van Gogh – Oder wie die Brüder Van Gogh Warren Buffett übertrumpft haben“. Das Buch rekapituliert auf wenigen Seiten markante Stationen im Leben und Wirken des Künstlers: von der Geburt 1853 in Groot-Zundert über Den Haag, Antwerpen, Paris, Saint-Rémy-de-Provence bis nach Auvers-sur-Oise, wo er 1890 starb. Der Schnelldurchlauf interessiert sich für Etappen Van Goghs auf dem Weg eines langfristigen Kalküls – und bürstet dabei manches gegen den Strich.

Im Mittelpunkt steht die These Van der Veens, der Künstler habe den Ehrgeiz und den Willen besessen, durch seine Form der Selbstvermarktung und durch Investitionen in Werke diverser zeitgenössischer Kollegen zu Anerkennung und geschäftlichem Erfolg zu kommen – kurz, Vincent van Gogh sei ein Kunstmarktstrategie gewesen. Der dabei unerlässliche Partner und Investor sei sein jüngerer Bruder Theo gewesen. Während der Maler nicht nur mit Leinwand, Pinsel und Farbe visionär tätig war, sondern auch mit Blick darauf, wie seine Kunst – auch angesichts sich allmählich wandelnden Geschmacks – im Wert steigend altere, soll Theo – mit regelmäßigen Finanzspritzen und seinem Netzwerk als Kunsthändler – dazu beigetragen haben, die gemeinsamen Interessen zu verfolgen: nicht aus Bruderliebe, sondern um handfeste Ziele zu erreichen, die auf Dauer beiden zugutekommen sollten. So habe das „Unternehmen“, das man als „Firma Van Gogh & Van Gogh“ ins Handelsregister hätte eintragen können, darauf abgezielt, mit den anvertrauten „Pfunden zu wuchern“.

Tatsächlich beweisen viele Künstler-viten, wie hartnäckig sich Mythen halten. Und Wouter van der Veen, Jahrgang 1974, geht nicht ganz zu Unrecht davon aus, dass Leben und Werk Van Goghs zu einer Legendenbildung geführt haben, die ihresgleichen sucht. Vieles, was geschrieben wurde, hat die Mär vom mittellosen, verlotterten und unverständenen Kunstgenie zementiert. Literarische Überhöhung oder Psychologie, so der Autor, hätten daran Anteil; er erwähnt „Van Gogh, der Selbstmörder durch die Gesellschaft“ von Antonin Artaud. Seinerseits beruft sich Van der Veen primär auf Van Goghs Korrespondenz, vor allem mit dem Bruder Theo. Obwohl diese

# Gab es die Firma Van Gogh & Van Gogh?

Mit einer steilen These gegen den Mythos: Wouter van der Veen macht Vincent und Theo van Gogh zu Kunstmarktstrategen.



Van Goghs „Häuser in Auvers“, heute im Toledo Museum of Art, Ohio, ist eines von rund achtzig Gemälden, die von Ende Mai bis Ende Juli 1890 in Auvers-sur-Oise entstanden sind. Rechts Fotografien von Vincent van Gogh (oben), seinem Bruder Theo und dessen Frau Johanna van-Gogh-Bonger



Fotos Museum of Art, Mauritius Images, Interfoto

Briefe seit langem publiziert sind – Van der Veen war selbst 2009 an einer niederländischen Neuausgabe der Briefwechsel beteiligt –, sei manche Äußerung überlesen worden. Was den Autor besonders interessiert, sind solche Hinweise, die eine langfristige Strategie offenbaren: Diese sei klar herauszufiltern und habe ihren Ursprung im Calvinismus der Familie Van Gogh.

Der in Utrecht über Literatur in den Briefen Vincent van Goghs promovierte Van der Veen war zu Beginn seiner Berufstätigkeit Dozent für niederländische Landeskunde in Straßburg. Er trat zudem als

Verfasser diverser Publikationen über Van Gogh hervor, bevor er für das „Institut Van Gogh“ in Auvers-sur-Oise tätig wurde. So nennt sich – etwas hochtrabend – der Ableger eines eingetragenen Vereins, der Fragen zu Leben und Werk des Künstlers nachgeht und der das Landgasthaus „Auberge Ravoux“ vor einigen Jahren renoviert und als Gedenkstätte „Maison de Van Gogh“ eingerichtet hat. Dort verbrachte Van Gogh seine letzten Lebenswochen und erlag schließlich einer Schussverletzung; zu besichtigen ist vor allem die Dachkammer, in der er starb.

Um die von ihm intendierte Entmystifizierung voranzutreiben, hat Van der Veen jetzt einen suggestiven Essay ohne Fußnoten und Bibliographie, aber mit einigen Anhängen verfasst, der unorthodoxe Fragen stellt und einige steile Thesen vorlegt. Wobei er ironisch konstatiert, dass sein Buch das gefühlt zigtausendste über Van Gogh ist. Er scheint seit langem auf Distanz zu universitären Praktiken gegangen zu sein, was passagenweise zu Abrechnungen eines Freidenkers führt, die der Autor und sein Lektor dem Leser hätten ersparen können. Eher als der langatmige

Einstieg überzeugen Hauptteil und Schluss des Essays. Sie gelten dem erst unterschwelligen, dann immer stärker Profil gewinnenden „Unternehmertum“ der Brüder, dem Aufbau einer Kunstsammlung und der damit verbundenen, geradezu seismographischen Beobachtung des Kunstmarkts.

Naturngemäß sind die Geschehnisse im Todesjahr 1890 von größtem Interesse. In der wichtigen Zeitschrift „Mercure de France“ erschien der erste monographische Artikel über Van Gogh, der aufhorchen ließ und wie ein Fanal wirken muss-

te. Der Verfasser, Gabriel-Albert Aurier, war begeistert von Van Goghs Kunst, prophezeite aber, dass sie wohl von einem großen Publikum nie gänzlich verstanden werden würde. Wenige Wochen später verließ Van Gogh Arles, um in Paris Theo, dessen Frau Johanna und den neugeborenen Sohn Vincent zu besuchen; danach ging er ins nahe Auvers-sur-Oise. Der „charakteristische und pittoreske“ Ort und seine Umgebung gefielen dem Maler „ausnehmend“ gut; Theo und er selbst versprachen sich von Landluft und Ruhe eine Besserung seiner fragilen Psyche. Von dort aus schrieb Vincent an Theo, er hoffe, schon bald einmal eine Einzelausstellung in einem Café zeigen zu können.

Die fieberhafte Produktion, die er in Auvers aufnahm – von Ende Mai bis Ende Juli 1890 entstanden neben Zeichnungen rund achtzig Gemälde –, endete in einer Katastrophe, die unterschiedlich interpretiert worden ist, zumal die Tatwaffe nie gefunden wurde. Mord? Duell? Suizid? Für Van der Veen, der früher keine Anzeichen für einen Selbstmord gesehen haben wollte – und der Begriffe wie Stress oder Burn-out nicht benutzt –, steht nun fest, dass es dabei einen Zusammenhang mit den erhofften Geschäften gegeben habe: „kommerziell betrachtet, ein letzter Geniestreich“. Diese Vorstellung eines Märtyrertods zwecks Marktwertsteigerung ist einigermaßen zynisch. Zumal nicht abzusehen war, ob der mit seiner Tätigkeit als Kunsthändler hadern- und an Syphilis erkrankte Theo, der Vincent nur wenige Monate überleben sollte, von einem Durchbruch, den der Künstler- und Tod auslösen würde, profitieren könnte. Erst Theos Witwe Johanna van Gogh-Bonger fuhr die Ernte ein.

Selbst wem Van der Veens Erwägungen in der Konsequenz entschieden zu weit gehen, sogar aberwitzig vorkommen, der kann seinen – aus der Perspektive der Geschichte des Kunstmarkts argumentierenden – Essay als immerhin anregend empfinden. Die teils unausgegorenen Ideen zu belegen und so auf eine stabile Basis zu stellen könnte womöglich durchaus zu Einsichten von bleibendem Wert führen. Dabei ließe sich vielleicht ein Bogen schlagen von frühen Überlegungen Vincent van Goghs zur sozialen Situation des Künstlers, über den Sinn und Zweck des „Ateliers des Südens“, bis hin zu Gauguins Brief an Van Gogh im Juni 1890, in dem es heißt, „Kunst in der Gegenwart“ sei nichts anderes als „eine von kühlem Kalkül im Voraus geregelte Angelegenheit“. Zusammenstellungen entsprechender Textstellen und ihrer Nachweise führen notwendig auf das Terrain philologisch-akademischer Disziplin zurück. Aber die abschließende Antwort auf ein im wahrsten Sinn des Wortes letztes Rätsel wird auch davon kaum zu erwarten sein.

PETER KROPFMANN

Wouter van der Veen: „Le Capital de Van Gogh – Ou comment les frères Van Gogh ont fait mieux que Warren Buffett“. Actes Sud, Arles 2018, 166 S., 16 Abb., br., 18,- €.

# Nichts ist so schön, wie in Frankreich auf den Markt zu geh’n

In Paris bestätigt das erste Halbjahr einen florierenden Auktionenhandel mit weiterhin steigenden Umsätzen: Es gab Überraschungen und neue Rekordpreise

PARIS, im August Im letzten Jahr konnte Christie's mit Alberto Giacomettis „Grande Femme II“, die bei 22 Millionen Euro zugeschlagen wurde, das Toplos im französischen Auktionsmarkt besichern. Mit einem Rekordumsatz ließ das Londoner Unternehmen von François Pinault die Mitstreiter im Spitzenfeld, Sotheby's und Artcurial, ein Stück weit hinter sich. Im ersten Halbjahr 2018 wendet sich nun – vorerst – das Geschick. Sotheby's rückt wieder vor und steigert seinen Umsatz im Vergleich zum Vorjahr um 32 Prozent auf 127 Millionen Euro. Vor allem aber sorgte das amerikanische Auktionshaus für siebzehn Weltrekorde und mindestens eine große Überraschung. Im vergangenen Juni entbrannte bei der Asiatika-Auktion ein zwanzigminütiges Bietergefecht um eine Vase der Qing-Dynastie, die bei Sotheby's in einem Schuhkarton eingeliefert worden war, und trieb das wundervoll bemalte Porzellangefäß auf stolze 14,2 Millionen Euro. Die Taxe hatte zwischen 500 000 und 700 000 Euro gelegen. Das Auktionswunder trug mit dazu bei, dass Sotheby's nun das beste Semester seit seinem Einstieg in den französischen Markt im Jahr 2001 feiern kann. An zweiter Stelle folgt Artcurial mit einer Steigerung von 27 Prozent im Vergleich zum Vorjahr und einem Umsatz von 118 Millionen Euro, wobei allerdings die Automobil-Auktionen inbegriffen sind, während die Juli-Auktionen nicht einbezogen wurden. Christie's folgt mit knapp 100 Millionen Euro auf dem dritten Platz.

Bei den Juni-Auktionen für zeitgenössische Kunst lag Sotheby's ebenfalls an der Spitze und erreichte mit 45,5 Millionen Euro das bislang höchste Ergebnis in Frankreich. Zum überraschenden Toplos wurde ein Gemälde von Kazuo Shiraga aus dem Jahr 1959. Elf Bieter aus neun verschiedenen Ländern ließen die Zahlen an der Preistafel wirbeln, bis das Gemälde „Takao“ beim Rekordpreis von 7,6 Millionen Euro abgegeben wurde und damit die Schätzung von 1,8 bis 2,5 Millionen weit übertraf. Der japanische Künstler Shiraga entwickelte mit der Avantgarde-Gruppe Gutai – der Name setzt sich aus „Gu“ für Instrument und „Tai“ für Körper zusammen – Mitte der fünfziger Jahre eine neue Annäherung an die Malerei. Gutai ging es, ähnlich wie den amerikanischen Expressionisten, darum, den gesam-



ten Körper in die Geste des Malens einzubeziehen. Kazuo Shiraga breitete seine Bildunterlagen auf dem Boden aus und malte mit den Füßen dickflüssige Farbspuren in spontanen, intuitiven Bewegungen auf Papier oder Leinwand. So entstand ein performanceartiger Farb-Tanz auf dem Gemälde. „Takao“ ist nicht nur wegen seiner Größe ein außergewöhn-



Im Uhrzeigersinn: Nicolas de Staël, „Fleurs“, 1952, Öl auf Leinwand; 7,2 Millionen Euro (3,5/5,5 Millionen) bei Christie's – Vincent van Gogh, „Raccomodeuses de filets dans les dunes“, 1882, Öl auf Papier; 6 Millionen Euro (3/5 Millionen) bei Artcurial – Kazuo Shiraga, „Takao“, 1959, Öl auf Leinwand; 7,6 Millionen Euro (1,8/2,5 Millionen) bei Sotheby's

Fotos Kataloge/VG Bild-Kunst, Bonn 2018

mer in derselben Sammlung verblieben war, verdoppelte nahezu seine obere Erwartung. „Pot à raies“, eine türkis-blau und weiß gestreifte Tonvase vor einem changierenden rot-orangen Hintergrund, kletterte auf 1,85 Millionen Euro.

Ein anderes Meisterwerk von Nicolas de Staël kam im Juni bei den Gegenwartsauktionen bei Christie's zur Versteigerung. „Fleurs“ gehört zu den ersten und größten einer Reihe von einunddreißig Blumenstillleben, die der Künstler 1952 und 1953 malte. Er hatte zuvor im Pariser Musée de l'Orangerie eine Van-Gogh-Ausstellung gesehen. Das Gemälde einer Vase mit Rosen packte ihn derart, dass er sich ganz entgegen dem abstrakten Mainstream seiner Zeit an das klassische Sujet der Blumenstillleben wagte. Allerdings

ganz im de Staëlschen Sinne: Im Vordergrund steht weniger der figurative Gegenstand als vielmehr die durchaus abstrakte Frage der Farbe als Konsistenz und Lichtvibration. Bei einer Taxe von 3,5 bis 5,5 Millionen Euro erzielte das außergewöhnliche Gemälde 7,2 Millionen Euro.

Ein beachtenswerter Preis von zwei Millionen Euro wurde bei Christie's auch für ein Werk aus dem Jahr 2009 von Pierre Soulages bewilligt (1/1,5 Millionen). Unter dem Begriff „outrenoir“, jenseits von Schwarz, erkundet der heute achtundneunzigjährige Soulages seit den achtziger Jahren ein neues Farb- und Licht-Territorium innerhalb der Farbe Schwarz. Die drei hohen Tafeln des Triptychons „Peinture 227 x 306 cm, 2 mars 2009“ wurden gleich in ihrem Entstehungsjahr atelierfrisch in der großen Soulages-Retrospektive im Centre Pompidou gezeigt. Bei Artcurial war es wieder der chinesisch-französische Maler Zao Wou-Ki, der zum Spitzenreiter der zeitgenössischen Auktion avancierte. Das Gemälde „1,6.88 – 1988“ übertraf mit 2,9 Millionen Euro den oberen Schätzpreis (1,8/2,8 Millionen).

Ein ganz besonderes Gemälde konnte Artcurial im vergangenen Juni bei seiner Impressionismus- und Moderne-Offerte aufrufen. Erstmals nach zwanzig Jahren kam in Paris wieder ein Gemälde von Vincent van Gogh zur Versteigerung, „Landschaft mit Netzflickerinnen“, das der holländische Maler im Jahr 1882 in der Nähe des damaligen Fischerdorfs Scheveningen malte, war in den letzten Jahren als Leihgabe im Amsterdamer Van-Gogh-Museum zu sehen gewesen. „Eine weite Ebene in den Dünen, morgens nach Regen“, so beschreibt der Maler sein Bild in einem Brief an den Bruder Theo: „Das Gras ist fast sehr grün, und die schwarzen Netze sind in großen Kreisen ausgelegt, sodass auf dem Boden tiefe Schattierungen eines rötlichen Schwarz, Grün oder Grau entstehen.“ Das Gemälde des damals neunund zwanzigjährigen Van Gogh verdoppelte seine untere Schätzung (3/5 Millionen Euro) und wurde schließlich bei sechs Millionen zugeschlagen.

Im Bereich der Moderne spielte eine Auktion bei Christie's mit einer Gruppe von Werken auf Papier aus der Sammlung der Kunsthändlerfamilie Hessel die stattliche Summe von 5,3 Millionen Euro ein. „La balayeuse, 346, rue Saint-Honoré“

von Édouard Vuillard konnte bei 1,78 Millionen Euro den Besitzer wechseln, die Taxe blieb vertraulich. Sotheby's setzte einen interessanten Weltrekord bei den Altmeister-Auktionen. „Portrait de la Duchesse d'Aiguillon“ von Adélaïde Labille-Guillard wurde immerhin auf 540 000 Euro gesteigert (200 000/300 000). Die Malerin gehört mit Elisabeth Vigée Le Brun zu den wenigen Frauen, denen es gelang, sich im 18. Jahrhundert trotz aller Hindernisse als Künstlerinnen zu behaupten.

Wie für asiatische Kunst ist der französische Auktionsmarkt auch für afrikanische Kunst erfolgreich. Sotheby's erzielte bei der Offerte mit afrikanischer und ozeanischer Kunst mehrere Weltrekorde, darunter ein wundervoll skulptierter Fang-Kopf aus Gabun, der bei 2,15 Millionen Euro abgegeben wurde (Taxe 1/1,5 Millionen). Er befand sich einst in der Sammlung des kenntnisreichen Kunsthändlers Paul Guillaume. Bei Christie's hatte zuvor eine Tabwa-Maske aus Kongo, südwestlich vom Tanganjikasee, 2,45 Millionen Euro eingespielt. Erst 1950 kamen solche Masken als Sammlerstücke nach Europa.

In einigem Abstand nach den drei großen Auktionshäusern folgt Aguttes hinsichtlich des Umsatzes von 30 Millionen Euro auf dem vierten Platz. Der Auktionator aus Neuilly-sur-Seine ist führend an der langfristig geplanten Zerstreuung der Aristophil-Sammlungen mit ihren 130 000 Schriftwerken beteiligt. Bei den sieben Auktionen, die im vergangenen Juni stattfanden und zum Teil viele Rückgänge zu verzeichnen hatten, konnte Aguttes im Pariser Drouot einen erstaunlichen Spitzenpreis für das Petau-Stundenbuch erzielen. Die mittelalterliche Handschrift (um 1495) mit sechzehn Medaillons von Jean Poyer überflogelte mit 3,3 Millionen Euro bei weitem seine Taxe (700 000/900 000).

Die ausgefallenste Auktion des ersten Halbjahres fand bei Artcurial statt, wo im April nach einer spektakulären Ausstellungsinszenierung 10 000 Objekte aus dem legendären Hotel Ritz versteigert wurden. Mit 7,3 Millionen Euro erreichte Artcurial das Siebenfache der Erwartungen. Die Plakette der mythischen Hemingway Bar wurde bei 68 000 Euro zugeschlagen (300/400), während ein Schreibtisch und Stuhl im Stil Louis XV aus der Chanel-Suite auf 140 000 Euro kletterten (600/800).

BETTINA WOHLFARTH